

Prolog

Ich erinnere mich.

Ich erinnere mich an all meine Träume.

Sie spielen im Internat, immer.

Ich erinnere mich an ausgestopfte Tiere, einen Bären, einen Fuchs, einen Habicht. Ich träume von ihnen, von Staub im Pelz und vom Echo der Schritte auf dem Parkett. Es hat nicht gehalten, wenn wir gerannt sind. Also kein Parkett. Also Teppich.

Glaube ich. Credo.

Credo in Spiritum Sanctum, a ab e ex und de, sanctam ecclesiam catholicam, cum und sine, et vitam aeternam, pro und prä – *holy fuck*.

Nacht für Nacht wandere ich im Traum eine Straße hinauf. Glatteis, Feiertage, die Busse fahren nicht. Ich stehe vor dem Haupthaus, eine Schultasche mit allen Büchern und Heften fürs neue Jahr über der Schulter, quer darüber ein Rucksack, prallvoll mit Klamotten, Sportsachen, Schuhen, den Ohrhingen meiner Mutter und einer Tüte Lakritzschnecken.

Ich schaue das Sandsteingebäude hoch. Von der Straße aus erkennt man fast nichts, nur die Fensterfront, den Briefkasten, den Stuck. Aber ich sehe den Campus, die Steinengel und die griechische Göttin aus Kupfer wie durch das Haus, wie durch die Jahre hindurch. Sie schauen sich still über den Innenhof hinweg an, genau zwischen ihnen steht eine Kasta-

nie. Ich folge mit der Fingerspitze den Linien des Gitterkreuzes vor dem Fenster. Die Vorhänge hinter dem Glas sind aus der gleichen spinnwebendünn gewaschenen Baumwolle wie die Habite der Nonnen, durchscheinend wie ihre Augen hinter den Kassengestellen. Dieser Abend ist fast zwanzig Jahre her, und die Bilder sind glasklar, klarer als alle Tage seitdem.

1

Am Morgen halte ich eine Oyster Card vor einen Scanner, der ein metallisches Drehkreuz öffnet. Ich drücke mich dagegen, und das laute Knarzen übertönt die Musik in meinen Kopfhörern. Um aufzuwachen höre ich Peter Grimes, aber die Melodie legt sich bloß über die Bilder aus dem Traum der letzten Nacht. Um mich herum Füße, Mäntel, Aktentaschen, sie alle folgen dem orangeroten Band der Overgroundbahn, das von der Station London Fields aus unsere Wohnhäuser mit dem Chaos der Innenstadt verbindet. Es rauscht, es ist laut, eine Durchsage scheppert, aber ich lausche der Musik und bin in Gedanken immer noch auf dem Campus Hunderte Kilometer und ein Meer weit entfernt, schläfrig, wie gerade vom Schulgong geweckt.

Der Zug fährt ein, ich setze mich auf die roten Polster, jemand drückt seinen Ellbogen in meine Seite. Mir gegenüber sitzt ein Mädchen in Schuluniform und blättert in einem Buch. Sie schaut hoch und sieht kurz aus wie meine beste Freundin Marlene. Ich sehe mein Gesicht in der Scheibe reflektiert, es verschwimmt mit ihrem. Ich sehe sie, uns, mich, Arm in Arm. Die Jahre im Internat und Tausende von Tagen danach, die an mir vorbeigerauscht sind wie die weißen Lichter hinter der konvexen Bahnscheibe. London hätte mich längst verschlucken müssen, die Stadt und ihr Pulsschlag, der im Rauschen der Themse und der Clubbeats widerhallt. Ich

müsste neue Freunde haben, Menschen aus Fleisch und Blut, in die ich meine Finger krallen kann und die die Nächte mit Musik und Neonlicht trockeneisvernebeln. Stattdessen werde ich von Traumbildern meiner Schulzeit bis in die Overgroundbahn verfolgt.

Hoxton. Die griechische Göttin, der Engel, der Bär.

Whitechapel. Sie alle fahren neben mir, lesen die Werbung für Projektmanagement-Apps, hören Podcasts und dösen. Ich stehe auf, ein Mann rückt in sich hineinmurmelnd auf, das Mädchen folgt mir zur Tür.

Liverpool Street ist der lauteste Ort der Welt, die Tunnel-schächte riechen nach heißem Gummi und uralter Luft. Der Takt der Musik wird dringlicher, ich laufe jemandem hinterher, der immer einen Schritt schneller ist als ich, beginne zu rennen, um vor ihm oben an der Rolltreppe den Fuß auf den Boden zu setzen. Ich haste durch die Station, als hätte ich verschlafen und die Morgenandacht schon angefangen, als müsse ich Leni und den anderen hinterher über den Hof rennen, einen Pulli über meinem Schlafanzug, die Fenster der Kapelle hell erleuchtet, mein Atem in Wolken über dem Campus. Die U-Bahn kreischt beim Halten. Ich schaue mich um. Das Schulmädchen von eben steht wieder neben mir und schiebt ein Buch in seine Manteltasche. Es ist eine Penguin-Classics-Ausgabe, wie wir sie hundertfach in der Fremdsprachenecke der Schulbibliothek stehen hatten, die Seiten gelb vom Staub und vom Licht der Jahre ausgebleichen, die Plastikmembran an den Kanten abgeknibbelt, serifenlose Schrift und ein schwarzweißer Pinguin unten an dem Falz. Ich folge dem Mädchen in die Bahn. Es ist über zehn Jahre her, sage ich mir, als wir unter St. Pauls halten. Aber was ist schon Zeit.

Oxford Circus. Es wird so voll im Waggon, dass ich keine Luft mehr bekomme. Wir sind in London, schreit mir die

Stadt ins Gesicht, von allen Postern und aus den offen gäh-
nenden Mündern der anderen Pendler heraus. Es sind die
Zwanzigerjahre, deine und unsere.

Bond Street, Zeit aufzuwachen, Zeit, nicht mehr an das
Internat zu denken, nicht an Marlene, nicht an Theresa, nicht
an Conny, keine Zeit für Konjugationen oder vertrocknende
Farben im Kunstunterrichts-Kabuff im *nowhere heart land*
auf dem Kontinent. Die Lichter im Tunnel werden greller, die
Stadt sagt: Es ist Gegenwart, es ist Donnerstag.

Paddington Station. Ich folge den Hunderten leichten
Herbstjacken aus der Bahn hinaus aufs Gleis, an dem ver-
spielten Schriftzug auf den Fliesen vorbei, eine Rolltreppe
hoch. Es ist eng, es ist voll, ein Handy in jeder Hand. Ich
fummle nach meiner Oyster Card und denke für eine Se-
kunde, dass ich sie verloren habe, dass sie zwischen den
Schienen liegt, zwischen den Ritzen im Polster in der ersten
Bahn, zwischen den Schaukästen im Naturwissenschaftstrakt
im Internat. Sie ist in der anderen Manteltasche. Ich halte
sie gegen den Scanner, und das Lied in meinen Kopfhörern
wird lauter. Unter der Decke aus Glas und Stahl schaue ich
mich kurz um. Hier im Kopfbahnhof treffen Londoner Kar-
rieristen auf Studenten aus dem Umland und Urlauber, die
für einen Abenteuertag in die Stadt gekommen sind. Sie alle
diffundieren rund um die fünf Shops in der Mitte der Station
ineinander, rempeln sich an und ignorieren einander geflis-
sentlich. Ein Lehrer scheucht eine Schülergruppe um eine
Werbetafel herum, ihre Gesichter flackern unter den grellen
Bildern. Dieser Anna-Karenina-Bahnhof, ein *Come-as-you-
are*-Symbolgebäude, eine Drehtür in fremde Städte und Le-
ben. Die Schülerin, die aussieht wie Marlene, ist verschwun-
den. Eine City-Bankerin neben mir fährt sich so nervös durch
die Haare wie Theresa damals vor Klausuren. Und dann ist da
meine Mutter, Conny, die hier mit einem Interrailticket hätte

ankommen sollen, mit einem Rucksack aus Tuch und Leder, ich sehe sie in diesen hellgrauen Morgenstunden im diesigen Licht stehen. Um ihnen allen auszuweichen, stelle ich mich in die Schlange bei *Pret a Manger*. Connys Geist verfolgt mich manchmal bis in das teure Bahnhofscafé, aber selten wieder raus. Ich lasse die Nacht hier an der Theke zurück, indem ich mir demonstrativ kosmopolitisch einen Cappuccino kaufe und mir meine Büroschlüsselkarte um den Hals hänge. Um sie nicht zu verlieren, stecke ich die Oyster Card auf die Rückseite. Abends werde ich den Handgriff vergessen haben und wieder panisch nach ihr suchen. Ich erinnere mich an jeden verstohlenen Blick und jede verregnete Pause im Internat und vergesse sogar, was ich am selben Morgen gemacht habe.

Den Weg am Kanal entlang verbringe ich damit, die Hausboote zu zählen.

Es ist Donnerstag, sage ich mir beim ersten, beim zweiten, beim dritten. Es ist Anfang September, beim vierten, fünften, sechsten. Ende des Monats werde ich dreißig, beim siebten, achten, neunten Boot, auf dessen Dach gerade jemand Malzkaffee kocht, der Geruch zieht über die Brücke zu mir hoch. *Fucking hell*. Die Nonnen würden mir englische Flüche eher verzeihen als deutsche, denke ich noch, als ich das Foyer unseres Bürogebäudes betrete und dem wie jeden Morgen ausgewechselten Sicherheitsmann zunicke.

Vor dem Aufzug nehme ich den letzten Schluck Kaffee, halte meine Schlüsselkarte vor den leuchtend runden Schalter und mache die Musik noch lauter.

Erste Etage: Das City of Birmingham Orchestra spielt Briten über den Lärm in meinem Kopf hinweg.

Zweite Etage: Vielleicht ist es mein Puls, vielleicht bilde ich mir die Musik ein und sehe Gespenster, und nichts davon ist echt.

Dritte Etage: Vielleicht ist es ein Hirntumor.

Vierte Etage: Bestimmt ist es ein Hirntumor.

Fünfte Etage: Eine unbekannte Nummer aus Deutschland ruft an.

Sechste Etage: Marlene? Dann würde Leni auf dem Display stehen.

Siebte Etage: Manche Leute werden ja von ihren Eltern angerufen.

Achte Etage: Aber Conny hatte nie ein Handy.

Neunte Etage: Eine Kollegin zeigt auf meine Oyster Card und fragt mich, warum ich noch nicht auf Tap & Go mit der Kreditkarte umgestellt habe.

Zehnte Etage: Meine Mutter hat Technik gehasst und hätte gefragt, woher die Kreditkarte weiß, wo ich bin. Conny würde mir Tap & Go verbieten, glaube ich.

Elfte Etage: Die Nummer ruft wieder an. Mit Vorwahl und allem. *Fuck*, wer hat denn noch Festnetztelefone?

Zwölfte Etage: Ich hasse es, wenn alles möglich ist, Bank, Krankenhaus oder Forsa-Umfrage.

Dreizehnte Etage: Wen würden Sie wählen, wenn am Sonntag Bundestagswahl wäre?

Vierzehnte Etage: Ich habe noch nie gewählt. Rund um unser Abi-Jahr waren keine Wahlen. Und seitdem bin ich hier in Großbritannien und wüsste auch nicht, was.

Fünfzehnte Etage: Ich bin ein schlechter Mensch. Ich bin fast dreißig und habe noch nie gewählt.

Sechzehnte Etage: Leni würde mich dafür verachten.

Siebzehnte Etage: Ich verachte sie für fast alles andere.

Achtzehnte Etage: Jemand tippt gegen meine Kopfhörer. Greg, ein horrend inkompetenter Kollege, atmet mir in den Nacken.

Neunzehnte Etage: Er dröhnt irgendetwas aus dem Off in meinem Rücken, es geht um die Präsentation heute Nachmittag.

Die Türen öffnen sich, ein langer mit nichtssagenden Bildern dekorierter Flur liegt vor uns, und es ist ein normaler Agenturtag, ein Tag, der der Stadt und ihrem unstillbaren Bedarf nach Beratung zum richtigen Einsatz von Fernsehkampagnen gehört, ein Tag mitten in der Gegenwart, ein 8. September, ein leeres Feld im Kalender. Ich atme tief durch. Greg drückt sich neben mir aus dem Aufzug und versucht, das Gespräch fortzusetzen. Ich lasse mich zurückfallen und biege gleich hinter dem Empfang in unsere Teeküche ab. Noch ist niemand hier, alle fahren gerade erst ihre Laptops hoch. Die 9:20-AM-Maschine aus Heathrow donnert über uns hoch. Nach drei Jahren in diesem Job kann ich die Kurz- und Langstreckenflieger und ihre Departure-Times auswendig. Die Glasscheiben beben jedes Mal ein bisschen anders. Mein Handy klingelt wieder. Ich lasse kochend heißes Wasser aus dem Hahn über meinen Teebeutel laufen, aber als die Tasse voll ist, klingelt es immer noch. Ich drücke mit aufeinandergepressten Zähnen auf den grünen Button und sage, ungewohnt auf Deutsch: »Hallo, Rosa Konert.«

»Schwester Marianne hier, Seniorenresidenz Adventia, ich rufe wegen Ihrer Großmutter an.«

Ich glaube, ich weiß, was jetzt kommt. Schwarzes Kleid hinten im Schrank, leichtes Make-up, eine leere Kirche, da ist ja niemand mehr, vielleicht das unangenehme Nachbarspaar, und dann diese eine Sonate, eine Urne, die neben Opa und Conny in den Boden gleitet. Ich lehne mich gegen den Agenturkühlschrank, und jemandes Baby-Geburtskarte fällt auf den Boden.

»Ihr Zustand hat sich nochmals deutlich verschlechtert und leider in einem solchen Maße, dass die Kosten für die tägliche Pflege und das damals ausgewählte Premiumpaket den Betrag aus dem Rahmenvertrag deutlich übersteigen.«

Vor mir hängt das Bild eines Mohnblumenfelds an der

Wand. Ich stelle mir vor, dass Schwester Marianne unter genau so einem Bild sitzt, in einer in dunkelgrünen Hügeln versunkenen kleinen Stadt, in der die Zeit doch stillstehen sollte, es kein Tap & Go, keine durch U-Bahn-Schächte rennenden Pendler und kein *Pret a Manger* gibt, nur Gespenster, die über den Campus einer längst verlassenen Schule streifen. Marianne fragt, ob ich die Einzelheiten verstanden hätte, und wiederholt eine lange Zahlenreihe, pro Monat, anteilig, Krankenkasse, privater Anteil für das Premiumpaket. Ich antworte einsilbig, sie legt auf, und die Musik in meinen Kopfhörern wird wieder lauter. Ich setze mich mit dem Tee an meinen Schreibtisch. Vielleicht könnte ich der Seniorenresidenz ein paar Primetime-Werbestrecken im DACH-Raum zum Vorzugspreis anbieten und damit Omas Rechnung runterhandeln. Um mich selbst nicht nervös schlucken zu hören, nehme ich die Kopfhörer ab.

Greg tönt von seinem Schreibtisch zwei Plätze hinter mir über die ganze Etage: »*That bloody thing's on the frizz again.*«

Was auch immer er für kaputt hält, ist es auf keinen Fall. Er will nur unsere Teamkollegin dazu bringen, sich über seinen Laptop zu beugen und mit zwei Klicks zu tun, was er hätte machen sollen. Am Nachmittag sollen wir eine Präsentation zusammen halten. Drei Wochen lang habe ich ihn bekniert, mir seinen Teil zu schicken, und es dann am Montag einfach selbst gemacht. Dabei ist mir egal, ob der Kunde den Pitch mag und ob meine Chefin den Sender anrufen kann, damit sie die Strecke einbuchen. Aber ich hasse Greg mit der gleichen Leidenschaft, mit der ich die Jungs in der Schule gehasst habe. Ich höre ihn hinter mir auf einen anderen Kollegen einreden, laut und ungebremst. Statt zuzuhören öffne ich eine Immobilienseite, um herauszukriegen, was das Haus meiner Großeltern wert ist, eine große vermietete Wohnung und das kleine Apartment im Souterrain ergeben

eine Summe minus Provision, und die teile ich durch das Pflegepaket, bis –

»*House hunting?*«, fragt Greg hinter meinem Rücken. Ich zucke heftig zusammen. Er schaut mich an, als wollte er Hausaufgaben abschreiben, und fragt, ob ich nachher für die Präsentation meinen Laptop mitbringen würde, seiner sei irgendwie kaputt. »*Whatever*«, sage ich, stehe auf und drücke mich an ihm vorbei.

Meine Teetasse steht unberührt auf der Tischplatte, dampft Spiralen unter unsere Deckenpaneele und gegen die Fensterscheiben vor dem taubenblauen Londoner Himmel. Ich renne die letzten drei Etagen zu Fuß treppauf. Auf der Dachterrasse zünde ich mir eine Zigarette an. Wenn ich in ein paar Wochen dreißig werde, bin ich schon über zehn Jahre hier. London macht mich immer noch sprachlos, es überfordert mich, setzt Autoreifenabrieb und Betonstaub in meiner Lunge ab, ein Kribbeln, das ich nur bemerke, wenn Freunde mich für ein Weekend-Getaway mit raus aufs Land nehmen und die Luft auf einmal kristallklar wirkt. Ich versuche zu sehen, wo die Stadt endet, an ihren Rändern zeichnen sich die vier großen Flughäfen ab, an denen jede Minute Flieger starten und landen. Ihr Kerosin vermischt sich mit den Wolken aus den Holzkaminschlöten. Über mir blinkt die 9:48-AM-British-Airways, und meine Zigarette flackert einen Gruß zurück.

Ich setze mich auf eine der Bänke und wische über mein Handydisplay. Marlene postet alle paar Stunden auf Instagram. Wir sind acht Jahre lang jeden Morgen im Internat zusammen aufgewacht. Fast genauso lang habe ich sie seitdem nicht mehr gesehen. Ich würde sie gern anrufen und fragen, ob sie mal bei meiner Großmutter im Heim vorbeischauen könnte. Oma würde sie nicht erkennen, würde sie für mich halten oder für Conny oder für eine der Schwes-

tern. Ein Flugzeug geht über London in den Landeanflug, und ich weiß, dass der Tee in meiner Tasse auf dem Tisch Wellen wirft.

*

»So, how is everyone today?«, eröffnet ein Kollege das Meeting am späten Nachmittag.

»Ich habe das Gefühl, es ist alles scheißegal«, will ich antworten. Stattdessen schaue ich nach draußen, vom Fenster des kleinen Besprechungsraumes aus kann man über das ganze Paddington Basin hinweg zuschauen, wie Züge in den Bahnhof einfahren. Greg steht auf, ich reiche einen Stapel Unterlagen den Tisch entlang und stelle mich neben ihn vor die Leinwand. Die beiden Team-Leads beugen sich über ein Display und zeigen mit gerunzelter Stirn auf etwas. Hinter uns flackert »welcome« über die Leinwand, da schlägt sich ein Kollege geschockt die Hand vor den Mund. Endlich mal eine angemessene Reaktion auf Gregs stammelnden Dilettantismus.

»I'm sorry guys«, sagt unsere Chefin, die Unruhe im Raum ist jetzt fast greifbar. Greg ignoriert sie, schüttelt den Kopf und will seinen Satz zu Ende sagen, schlecht abgelesen von der ersten Folie, irgendetwas über *incredibly affluent and attentive viewerships*. Keine Ahnung, wer ihm die ganzen Adjektive hat durchgehen lassen, es ist eine der alten Versionen ohne meine Korrekturen. Meine Hand verkrampft sich vor Wut über seine Nachlässigkeit in meiner Jacketttasche. Unsere Chefin redet über ihn hinweg, und Gregs Stimme wird leiser. Sie schaut in die Runde, den Tisch hoch und runter, und sagt: »*The Queen is dead.*«

Jeder holt sein Handy raus, als würde es erst stimmen, wenn es im eigenen Feed auftaucht. Die Stimmung ist nervös

belustigt. Das mild lächelnde alte Gesicht flackert tausendfach auf jedem Bildschirm draußen vor den Fenstern.

Die Queen hat fast meine ganze Familie überlebt: Conny, Opa und die alten Nonnen am Internat, sie sind alle in fahrbaren Krankenhausbetten gestorben, während die Königin mit ihren Corgis im Palast gespielt hat. Ich starre auf die Jahreszahlen unter ihrem Foto, 1926–2022. Hier endet das allerletzte Kapitel einer Geschichte. Ich sehe Prince Harry mit dem Gesicht in den Händen auf der Rückbank einer Limousine sitzen, und ich will weinen und weiß nicht mal, warum. Greg schnalzt mit der Zunge und schiebt die Hände in die Hosentaschen. »*Useless old cunt.*«

Ein paar Leute lachen, jemand sagt: »*Come on, mate.*«

Da ist nur noch er, der Raum ist leer und weiß, da ist sein großer, offener, respektloser Mund, und ich schlage mit verkrampften Fingern genau dorthin, auf die Stelle zwischen seiner Nase und seinen Lippen. Er soll sich dran verschlucken, an meiner Faust und seinen Zähnen. Es knirscht mehr, als dass es knallt. Ich spüre alle Knochen in meiner Hand, und unter ihnen bricht etwas weg. Greg sackt kurz zusammen und schaut dann zu mir hoch, Blut auf seiner Oberlippe und seinem Kinn. Er schwankt auf der Stelle, jemand schreit *Fuck*, und während meine Knie schon weich werden vor Schreck, richtet Greg sich auf und schlägt gegen mein Schlüsselbein. Er trifft mich so heftig, dass ich das Gleichgewicht verliere, lächerlich langsam stolpere und im Versuch, nicht zu fallen, mit der Schläfe gegen die Tischkante knalle.

Der Rest ist grauer Teppich und ein wachsender braunroter Fleck darauf, der langsam aus meinen Haaren und in das faserige Gewebe fließt. Meine Oma kommt aus einer Familie der Bandwirker, ihre Säume sind in Teppichen auf der ganzen Welt vernäht, auch in denen im Internat, die längst rausgerissen wurden, wenn es sie denn gab, wenn es nicht doch Parkett

war, denke ich, während um mich herum die Stimmen immer lauter *Fucking hell* rufen. Jemand muss das Geld für das Premium-Pflegepaket auftreiben und Oma sagen, dass England jetzt einen König hat, das wird sie interessieren, auch wenn sie nicht mehr weiß, warum.

*

Meiner Chefin sage ich, dass mir die Beurlaubung gar nichts ausmacht. *Yes, smart move*, erst mal HR prüfen zu lassen, wie sie mit der Sache umgehen wollen. Lasst doch erst mal die panischen Junior-Human-Ressource-Manager googeln, was bei einer Prügelei im Büro zu tun ist. Ich lasse meinen Laptop am Platz, sehe niemanden an, sehe eh nicht sehr viel unter dem verklebten linken Auge. An Paddington Station kaufe ich mir die guten Lemsip-Flu-Tabletten und eine Dose Gin & Tonic von M & S und schlucke sie noch am U-Bahnsteig miteinander verquirlt hinunter.

This is a central line train to Woodford Underground Station. Links und rechts von mir sehe ich den Bären und den Engel aus meinem Traum. Sie werden mit jeder Station, an der der Fahrer erst den Tod der Queen und dann den Abstand zwischen Gleis und Fahrzeug durchsagt, klarer. Ich schaue runter auf meine Hände. Ich habe Blut auf den Theatervorhang gespritzt, auf das Bühnenprogramm der Erwachsenen, die ihre Bürojobs machen. Ich war bis gerade eben eine von ihnen, jetzt könnte ich kotzen vor Kopfschmerzen. Zu Hause versuche ich, die Wunde an der Schläfe zu waschen, aber es tut noch zu weh. Ich lege mich aufs Bett und schlafe sofort ein, mit verklebten Haaren und meiner Schlüsselkarte um den Hals. Ich träume vom Internat, vom Kunstunterricht und von einem Spaziergang durch den Nützenbergwald mit Leni. Nachts wache ich auf und buche ein Flugticket raus

aus London, die 2:05-PM-Lufthansa. Es gibt nur eine Lösung, und zwar das Haus in *you-wouldn't-know-it*, Germany zu verkaufen. Noch am Gate schreibe ich dem Anwalt, der sich um Omas Angelegenheiten und alles, was das Haus angeht, kümmert, dass ich auf dem Weg bin, um die Sache mit der Immobilie abzuwickeln. Er antwortet, das sei jetzt alles sehr kurzfristig, aber es gebe ja schon lange Interessenten. Ich solle bitte direkt am Montagmorgen in die Kanzlei kommen, mit besten Grüßen.

Ich lese seine Nachricht im Taxi auf dem Weg vom Flughafen, ein erstes Mal auf der Autobahn und dann wieder und wieder, den ganzen Weg hoch zum Haus. Die Straßenlaterne hängen hier an Drahtseilen zwischen den Fassaden, und der Asphalt ist fast auberginenschwarz. Ich bin seit Jahren an dieser Adresse gemeldet und kaum je hier gewesen. Der Schlüssel knirscht leicht, wann habe ich ihn das letzte Mal benutzt? Als ich zur Schule ging, wohnten meine Großeltern in der schönen zweistöckigen Wohnung und vermieteten die kleinere. Bis zu meinem Abitur hatte ich ein Zimmer bei ihnen, das ich selten verließ, um mich nicht Omas kritischen Blicken aussetzen zu müssen. Um 12:30 Uhr gab es Mittagessen und einen Stich in meine Magengrube: »Dass du ja nicht auch schwanger nach Hause kommst, deine Mutter war genauso alt wie du, damals.«

Statt eines Babys bekam ich einen Studienplatz in London. Oma fand die große Wohnung für sich allein frivol, zog ins Souterrain und verlor *brick by brick* den Verstand.

Der Schlüssel knarzt leicht im Schloss, ich zerre mein Gepäck über die Fußmatte und gehe vorsichtig den Flur hinunter, als wäre ich zu Besuch bei einer alten Verwandten, die vor dem Fernseher döst. Die Räume liegen unberührt da. Wer hat hier so ordentlich aufgeräumt, waren es die am Kauf interessierten Nachbarn, oder ist das eine der vielen kostspieli-

gen Serviceleistungen bei Adventia, ein besenreines altes Zuhause? Das Bett ist abgezogen worden, aber ich finde in den Kommoden auf Anhieb frische Bettwäsche. Zwischen den Stofffalten knistern Lavendelbeutel. Ich lasse die Reisetasche in die Badewanne fallen und schaue in der Wohnküche nach, ob etwas im Kühlschrank ist. Er ist abgetaut worden, neben ihm flackert die Datumsanzeige an der Mikrowelle auf 9.9.22. Der erste Tag ohne die Queen, der erste Tag wieder zurück in den nebligen Hügeln am Ende der Welt.

Ich bin zu Hause, lass uns bitte sprechen, schreibe ich Marlene und gehe schlafen.

2

Der Raum ist immer noch tiefschwarz. Ich bin die Jalousien nicht gewohnt. Ohne die Nachricht zu öffnen, sehe ich Marlenes Antwort auf meinem Display: *Woher hast du diese Nummer?!*, als sei sie so schwer zu finden. Ich drehe mich auf die Seite und zucke zusammen, meine linke Schläfe pulsiert immer noch leicht. Auf dem Weg ins Bad wickle ich mich eng in den Cardigan, den ich unterm Bett gefunden habe, treffe nur einen Ärmel und stolpere gegen den Türrahmen. Seitdem mein Kopf gegen die Tischplatte geknallt ist, höre ich im Ohr ein pfeifendes Sonargeräusch. Im Spiegel glänzt das Veilchen pflaumenblau.

Ich wasche mir sehr, sehr vorsichtig das Gesicht, tupfe um die Schläfe herum, bis ich die Lampen aus dem Besprechungsraum und die einfahrenden Züge nach Paddington vor mir flackern sehe. Siebenhundert Kilometer weit weg herrscht dort bestimmt Wochenendtrubel, und ich bin hier in diese schuhkartonförmige deutsche Einliegerwohnung gefallen. Ich wühle in meiner Reisetasche, finde aber weder Zahnbürste noch Make-up. Auch die Schubladen rund ums Waschbecken sind leer, bloß ganz unten im Badezimmer-schrank finde ich eine Haarklammer in einem trockengelegten See ausgelaufener Bodylotion. Früher gab es hier einen Schlecker am Ende der Straße. In London könnte ich mir von jemandem auf einem E-Bike in zehn Minuten eine Papier-

tüte mit der gesamten Tesco-Drogerie liefern lassen. Aber so rauche ich gegen den Geschmack im Mund eine Zigarette an der offenen Terrassentür. Die umliegenden Hügel schwelen noch vom nächtlichen Regen. Das Licht bricht langsam in die wirbelnden Partikel, in den Feinstaub, in meine Rauchschwaden hinein. Niemand, der über *diese pretty shitty* Kleinstadt und ihr schnell hochgezogenes architektonisches Chaos hinwegguckt, denkt an altes Geld oder Landschulheimidylle. Ich wurde hier geboren, aber wenn jemand fragt, *where is home?*, denke ich an das Internat drüben am Nützenberg, das erst Connys war und dann meins und zu einer Leerstelle auf der Karte wurde.

Wenn ich die Augen zusammenkneife, ist es beinahe, als könnte ich es im diesigen Morgenlicht in der Ferne erkennen. Ich sehe Kirchen, Metallgerüste, Fabrikgelände, die Brücken, die den Fluss kreuz und quer durchs Tal teilen. Ich sehe die Straße, über die damals in der Nacht kein Bus mehr fuhr, und dann – nichts. Früher sah man auch die Kastanie aus meinem Traum von hier aus. Ist sie gefällt worden, als die Stromtrasse über die Talachse und den verlassenen Schulhof gelegt wurde? Das Internat war früher mal eine Klosterschule, die ihre Tore für das heimatlose humanistische Gymnasium öffnete, als die beiden Textildynastien die Stadt unter sich aufteilten und im 20. Jahrhundert kein Platz mehr für die obskuren Lateinschüler war. Was ist wohl aus den ausgestopften Tieren aus der Naturkunde-Galerie geworden? Aus dem Bären, dem Fuchs, dem Habicht? Ich erinnere mich an sie, aber vielleicht bin ich die Einzige. Das Internat existiert nicht mehr und auch sonst niemand, dem man diese Fragen stellen könnte. Conny, die zu jung Mutter geworden war, ist viel zu jung gestorben. Leni, die auf Instagram zu leben scheint und auf meine Nachrichten antwortet, als wäre ich eine Fremde. Oma, die nur noch die Gegenwart kennt und

nicht weiß, warum eine Londoner U-Bahn-Karte in ihrem Zimmer hängt.

Der Gedanke an Großbritannien tut weh. Er hämmert in meinem Kopf und von innen gegen das Veilchen. Mir wird schwindelig, wenn ich an das Blut denke, das sich unter der Haut gesammelt hat. Ich blute jeden Monat, und als ich vor drei Jahren am Kanal vom Fahrrad gefallen bin, habe ich mir die ganze Haut an Schienbein und Unterarm weggerissen. Es ist nicht das dunkelrot quellende Blut, das mich so erschreckt. Es ist die Tatsache, dass ich wegen Gregs unnützer Widerlichkeit jetzt hier sitze, mit einer schlecht heilenden Platzwunde an der Stirn, weil er sogar zu unfähig war, mir *properly* ins Gesicht zurückzuschlagen. Ein Knoten aus Scham drückt gegen meine Bauchdecke.

Ich ziehe an der Zigarette und blase den Rauch in den sorgsam zurechtgestutzten Garten, der feucht und still vor mir liegt, wie um mich zu provozieren. Nichts zu tun, außer der Suche nach Papieren, die hier irgendwo in dieser von Oma teuer eingerichteten und dann penibel geputzt zurückgelassenen Wohnung sein müssen und von denen ich keine Vorstellung habe, wie sie aussehen. Ich hoffe einfach, dass der Anwalt alles hat, was man braucht, um das Haus zu verkaufen. Ich erinnere mich an einen furchtbaren Termin bei ihm vor sechs, sieben Jahren: die Sterbeurkunden meines Großvaters und meiner Mutter, huch, so jung, also Sie und sie auch, der Erbschein, der Grundbucheintrag für diesen Fünfzigerjahre-bau, das ist Opas Rente. Und dann elegant hinter den Vertrag mit Adventia geklemmt auch noch die Generalvollmacht, für den Fall der Fälle, ist ja nur vernünftig, Sie wissen ja am besten, was die Oma so will. Ich trete ein paar Schritte weiter die Terrasse hinunter und schaue die Fassade hoch. Die Nachbarn pflegen den Garten, reinigen die Regenrinnen und bepflanzen die Töpfe, vielleicht wissen sie viel besser, was mei-

ner Großmutter wichtig ist. Dem Haus ist völlig egal, ob ich alle paar Jahre mal hier reinschaue. Es braucht mich nur als Funktion, ich bin einfach nur ein Name im Grundbuch, neben dem meiner Großmutter, und für mich soll das Haus eine Versicherung sein, für harte Zeiten. Völlig absurd, dass meine Großeltern damit Krieg oder Krise meinten und ich daraus »Habe idiotischem Kollegen das Nasenbein gebrochen und jetzt keinen Job mehr« gemacht habe. Der Zeit ihre Angst, der Angst ihre Freiheit, *i guess*.

Ich gehe wieder rein und koche mir hier, in Opas Rente, einen Morgenkaffee. In der Wohnung gibt es kein WLAN, warum auch. Ich mache das Radio an, mild überrascht, dass ich noch weiß, wie, und noch mehr, dass eine Frequenz eingestellt ist. Miley Cyrus covert Zombie von den Cranberries. *But you see, it's not me, it's not my family*. Miley war ein Kind, als ich ein Kind war. Als sie von Disney vermarktet wurde, war ich am Hügel gegenüber auf einem Internat, in dem es nur im Haupthaus ein Festnetztelefon gab und die Schwestern sonntagabends die Zeitschriften einsammelten, die die anderen von zu Hause mitgebracht hatten. Ich wusste lange Zeit so wenig über Miley Cyrus wie sie über mich, und jetzt singt sie Klassiker im Radio. Wenn ich die Augen zumache, sehe ich sie trotzdem nackt auf dieser Abrissbirne schwingen. Ihre Stimme ist ikonisch, aber es ist dieses Bild aus dem Musikvideo, das in den Kanon eingegangen ist, selbst wenn man es damals, so wie ich, nicht mit eigenen Augen gesehen hat. Egal, was Miley macht, sie kann sich nicht aus dem Raum mit der *wrecking ball* herauszingen, sie ist für immer einundzwanzig.

Mir fällt das erste Mal auf, wie tief der Himmel hier hängt. Ich habe mir vorgestellt, schnell die Sache mit dem Haus zu klären, dann mit Marlene unten am Fluss zu sitzen und in Geschichten aus der Schulzeit zu schwelgen. Aber jetzt liegt

erst mal ein endloser Tag vor mir, ohne Internet, ohne Menschen, ohne direktes Sonnenlicht. Nach einer zweiten Zigarette öffne ich die Abstellkammer, um zu sehen, was noch von Oma übrig ist. Schmale Regale ziehen sich bis unter die Decke, darin die gut sortierten Reste eines Lebens, das Motto dieser Wohnung. Man könnte eine Modelleisenbahn in Serpentina durch die Kartons hindurchfahren lassen, über die säuberlich gefalteten rostroten Vorhänge, Opas ausgebautes Autoradio und Marillenmarmeladegläser hinweg.

Die trockene Luft wirbelt in Staubspiralen um mich herum. In einem Aktenordner finde ich Autoversicherungen von 1966 bis 2006, eine Biografie in Polos und Passats. Daneben klemmt ein Schuhkarton mit altem Spielzeug, mit dem ich früher auf der Terrasse beschäftigt war, auf dem Bauch liegend und direkt vor meiner Nase eine kleine Playmobilfamilie. Ich schiebe auch sie zur Seite und sehe eine Umzugskiste, mit einem von Omas sauberen Zetteln beklebt. Katholisches Internat am Nützenberg – Schülerinnen Corinna Konert (1983–1992) und Rosa M. Konert (2002–2010). Als hätte sich Oma auf das Vergessen vorbereitet. Ein Zettel für den Fall, dass sie nicht mehr weiß, wie ihre Tochter und Enkeltochter heißen und wo sie zur Schule gegangen sind. Ich ziehe die Kiste zu mir runter und über den Flur bis ins Wohnzimmer. Sie ist schwer und auf den ersten Blick voller Kalender und alter Hefte. Zwischen Seidenpapier schimmernde Moleskin-Umschläge. Jahrzehntealte Tintenflecken. Der ausgestopfte Habicht aus meinen Träumen klappert mit dem Schnabel. Im Licht der Terrassenfenster blättere ich durch die Seiten. Ich erkenne die Schrift an der Ungeduld, mit der meine Mutter als Schülerin die Buchstaben ins Papier gedrückt hat. Jahrzehnte später streiche ich auf der Rückseite desselben Papiers mit dem Zeigefinger über Schatten von Worten.